

HANS MAIER · MÜNCHEN

DIE UMWELT DES KONZILS

Es war ein wirklicher Umbruch, eine Zeitenwende, als auf den herrscherlichen Stadtrömer Pius XII. 1958 der verschmitzt-gemütvolle Bauernsohn Angelo Giuseppe Roncalli aus den Bergamasker Bergen folgte. «Un grasso!» (ein Dicker) riefen die Menschen auf dem Petersplatz, als der neugewählte Papst sich am 28. Oktober dieses Jahres auf der Benediktionsloggia von St. Peter zeigte. Groß war der Kontrast zu dem asketisch-schlanken, aristokratischen Pacelli-Papst: ein gedrungener Mann «mit großem Kopf und Riesenohren» (Horst Fuhrmann) bestieg den päpstlichen Thron. Johannes XXIII., damals schon 77jährig, galt als Übergangspapst. Doch gerade von ihm sollten neue Impulse für die Kirche des 20. Jahrhunderts ausgehen: der Roncalli-Papst wurde nicht nur zum Papst des Konzils, sondern auch zu einem Papst der Versöhnung – zu einer Zeit, in der der Ost-West-Konflikt mit der Kubakrise und der Drohung eines neuen Weltkriegs seinen Höhepunkt erreichte.

Es gehörte zur Aufbruchsstimmung jener Monate, in denen Ängste und Hoffnungen sich mischten, dass nun plötzlich Dinge möglich schienen, die jahrzehntelang als undenkbar gegolten hatten. Große Erwartungen beflügelten die Konzilsväter. Eine Zeit der Erstarrung, des gebanntem Blicks nach rückwärts, der Unglücksprophetien und des historischen Pessimismus schien zu Ende zu gehen. Der Papst selbst gab dieser Stimmung in seiner Eröffnungsrede beredten Ausdruck, als er vor der in katholischen Kreisen oft üblichen Mittelalter-Romantik warnte und sich gegen eine Sicht der Geschichte wandte, die in den heutigen Verhältnissen nur Unheil und Untergang sehen wollte. «Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergang stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muss man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. Dieser verfolgt mit dem Ablauf der Zeiten, durch

HANS MAIER; geb. 1931, 1962-1987 Professor für Politische Wissenschaften in München, von 1970-1986 Bayerischer Kultusminister; 1988-1999 Inhaber des Münchener «Guardini-Lehrstuhls» für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie. Mitherausgeber der COMMUNIO.

die Werke der Menschen und meistens über ihre Erwartungen hinaus sein eigenes Ziel, und alles, auch die entgegengesetzten menschlichen Interessen, lenkt er weise zum Heil der Kirche.»

Die Welt, in die das Konzil hineinzuwirken sich anschickte, war in Gärung begriffen. Die internationale Politik war in heftiger Bewegung. Neue Protagonisten traten auf den Plan: neben den Angehörigen der Kriegsgeneration wie de Gaulle auch solche, die erst in der Nachkriegszeit hervorgetreten waren, wie Chruschtschow und Kennedy. Die Jahre 1958–62 waren erfüllt von Kriegsdrohungen und gleichzeitig von Bemühungen um internationale Entspannung. Die diplomatischen Tastversuche jener Zeit berührten auch das Konzil. Es ging um die Teilnahme von Beobachtern des Moskauer Patriarchats, über die Jan Willebrands, damals Sekretär des Einheits-Sekretariats, in Paris und Moskau verhandelte, und um die Freilassung des in der Sowjetunion gefangengehaltenen Metropoliten der katholischen Ukrainer des östlichen Ritus, Bischof Slipyj. Diese Freilassung war vom Vatikan erbeten worden als Geste guten Willens von Seiten der Sowjetunion. Bei dieser wiederum schwang wohl der Gedanke mit, dem Konzil durch vorbeugendes Entgegenkommen den Charakter einer antikommunistischen Manifestation zu nehmen, den viele in Ost und West nach Pius' XII. scharfer Verurteilung des Kommunismus von dieser geistlichen Versammlung erwarteten. Dass Chruschtschows Schwiegersohn Adschubej bei seinem Besuch im Vatikan am 7. März 1963 dem Heiligen Stuhl die Aufnahme diplomatischer Beziehungen anbot, gehört in den gleichen Zusammenhang. Johannes XXIII. schreckte damals vor dieser Konsequenz zurück.

Seit 1869/70, also fast 100 Jahre lang, hatte es keine allgemeine Kirchenversammlung mehr gegeben, in der die Bischöfe der ganzen Welt Gelegenheit hatten, sich *wechselseitig kennenzulernen* und sich über die Probleme ihrer Bistümer und der verschiedenen Länder – über alle Grenzen hinweg auszutauschen. Man hatte sich bisher kaum *untereinander* gekannt, sondern fast immer nur im Blick auf Rom oder bei römischen Besuchen. Jetzt begann sich jenes andere Element der Katholizität zu entwickeln, das der Antike und dem Mittelalter so selbstverständlich gewesen war; die Kirchen der einzelnen Länder nahmen voneinander Kenntnis: die Kirche erlebte sich erstmals als Weltkirche. Dies war der universale – heute würde man wohl sagen: der globale – Aspekt des Konzils.

Das zweite war die ökumenische Dimension. An sich ist ja jedes Konzil nach eigenem Selbstverständnis ein ökumenisches Konzil (*oecumenica synodus*), das heißt: es ist weltweit; die Bischöfe aus aller Welt werden eingeladen. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass der Begriff «ökumenisch» sich im Vorfeld des Zweiten Vaticanums mit einem neuen Inhalt füllte; denn es gab ja mächtige ökumenische Sammlungsbewegungen auch im Bereich der nichtkatholischen Christenheit. Tatsächlich hat das Konzil nicht

nur über ökumenische Fragen verhandelt und ein Ökumenismusdekret beschlossen, es war ökumenisch auch durch die Teilnahme der verschiedenen unierten Ostkirchen und durch die Anwesenheit zahlreicher Beobachter aus der nichtkatholischen Christenheit.

Endlich der letzte, weiteste Kreis des Konzils: Kirche und Welt. Die intensive Bemühung um christliches Leben und Handeln in der Welt hat dem Zweiten Vaticanum von Anfang an größte Beachtung über den Kreis der Kirchenangehörigen, Kirchentreuen hinaus gesichert. Sollte doch nach der zitierten Eröffnungsrede Johannes XXIII. nicht das depositum fidei, das Glaubensgut, durch neue Definitionen vermehrt, wohl aber die Art und Weise, wie diese Wahrheiten in der heutigen Welt verkündet werden, neu überdacht werden. Es sind berühmte Worte: «Heute möchte die Braut Christi lieber die Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden als die Waffe der Strenge erheben. Sie glaubt, es sei den heutigen Notwendigkeiten angemessener, die Kraft ihrer Lehre ausgiebig zu erklären als zu verurteilen.»

So schlug vor allem die Pastoralkonstitution über «Die Kirche in der Welt von heute» (*Gaudium et Spes*) deutlich neue Töne an. Kein Versuch mehr, wie in der alten Christenheit, aus einer insgeheim vorausgesetzten Einheit von Kirche und Gesellschaft heraus zu sprechen und zu argumentieren; auch kein Anspruch mehr auf eine verbindliche, für alle gültige Interpretation des Naturrechts. Vielmehr eine starke Zurückhaltung bezüglich der konkreten Formen des christlichen Weltauftrags und die deutliche Betonung der Freiheit auf einem Gebiet, das seiner Natur nach – wie der Konzilstext sagt – geschichtlich und damit veränderlich ist.

Vielleicht am interessantesten und zukunftsträchtigsten war die in *Gaudium et Spes* betonte «Eigengesetzlichkeit der irdischen Sachbereiche», die «*iusta terrenarum rerum autonomia*». Hier kam nicht nur die moderne Welt, die Säkularisierung, der Pluralismus in den Blick – es wurden auch die geeigneten Instrumente für den Umgang mit den Gegebenheiten der Zeit benannt: das «*Aggiornamento*» (gemeint ist: Erneuern, Auf-den-heutigen-Stand-Bringen), das Prinzip des dialogischen Umgangs mit den Partnern innerhalb und außerhalb der Kirche, endlich das «Erkennen der Zeichen der Zeit» (*signa temporum*). Auf das gesellschaftliche und politische Feld bezogen, hieß dies, dass der Christ die gesellschaftlichen Beziehungen und die Wirkungsweise politischer Institutionen aufs genaueste zu untersuchen hatte, ehe er sich in der einen oder anderen Richtung – was seine Pflicht ist – öffentlich engagierte. Er konnte sein Verhalten künftig nicht mehr einfach aus abstrakten Prinzipien herleiten – er musste die Wirkungsfelder von Staat, Politik, Wirtschaft, Kultur erst kennen, ehe er sich entschied; dem Handeln hatte die sorgfältige Beobachtung der Wirklichkeit vorzugehen. Anders ausgedrückt: der Christ war nicht klüger als seine nichtchristlichen Zeitgenossen; er musste sich mit ihnen redlich auseinander-

setzen im Kampf um brauchbare, von allen vertretbare Lösungen. Das Erkennen der inneren Gesetzlichkeiten des politischen Lebens hatte am Anfang des persönlichen Engagements zu stehen – das war eine der wichtigsten Botschaften, die das Konzil dem Laienapostolat vermittelte.

Scheinbar unauffällig vollzog sich in der Pastoralkonstitution über «Die Kirche in der Welt von heute» die Aufnahme dreier lange Zeit heftig umstrittener Traditionen ins kirchliche Denken: der Menschen- und Bürgerrechte; des gewaltenteilenden Rechtsstaats und der modernen, von beiden geprägten Demokratie. Damit wird schon deutlich, dass eine solche Aneignung ungeheure Bewegung im katholischen Denken und auch im katholischen Leben hervorrufen musste. Tatsächlich haben die Fluten dieser Bewegung zeitweise das kirchliche Leben regelrecht überflutet – man denke nur an die stürmische Bewegung vor und nach 1968, vor allem in den europäischen Ländern, an die bis heute anhaltenden Auseinandersetzungen um das politische und soziale Engagement der Katholiken, an die Diskussion über die Laien- und Frauenrechte in der Kirche, an den Streit um Empfängnisverhütung, Schwangerschaftskonfliktberatung und vieles andere mehr.

Nach dem Tod Johannes XXIII. am 3. Juni 1963 war es sein Nachfolger Papst Paul VI., der das Konzil behutsam wieder zur Erde zurücksteuerte (man sagte damals vom neuen Papst: *er hätte das Konzil nicht beginnen, Johannes hätte es nicht beenden können!*). Es gelang Paul VI., für die *Kollegialität der Bischöfe* – wichtigstes Ergebnis der veränderten Sicht auf die Kirche! – in Gestalt von *Bischofssynoden* eine erste neue Form zu finden. Paul VI. war auch, was manchmal vergessen wird, der erfolgreichste *Kurienreformer* im 20. Jahrhundert – auch wenn es ihm am Ende trotz mancher Anläufe nicht gelang, eine den weltlichen Staaten vergleichbare *Kirchenregierung* – also so etwas wie ein päpstliches Kabinett – im Vatikan zu etablieren.

Während das Konzil in seiner letzten Phase in einer Vielfalt divergierender Strömungen seine gestaltende Kraft allmählich verlor, lenkten die spektakulären Reisen Pauls VI. nach Jerusalem, Bombay und New York den Blick der Weltöffentlichkeit wieder auf den Heiligen Stuhl. Wenn sich nach dem Konzil die Einheit der Weltkirche erneut im römischen Papst darzustellen begann, so war das ein persönliches Verdienst dieses sensiblen, hochreflektierten Mannes, der in der Öffentlichkeit manchmal einsam und leidend erschien («Hamlet auf dem Papstthron»). Übrigens hat Paul VI. auf sprechende Insignien der römischen Macht verzichtet: so hat er zum Beispiel die Tiara feierlich abgelegt.

Auch das, was man «vatikanische Ostpolitik» nennt, erreichte unter Paul VI. seinen Höhepunkt. Nach der brodelnden Phase des Neubeginns bei Johannes XXIII. folgte unter dem Montini-Papst die rationale und diplomatische Phase: der Versuch eines umfassenden Dialogs mit der kom-

munistischen Welt. Als «Architekt» dieser Ostpolitik trat Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli hervor – ein päpstlicher Diplomat, ein Mann aus der Reihe der Consalvi, Rampolla, Pacelli. Im Einverständnis mit seinem Vorgesetzten war er zu vielen Zugeständnissen an die östliche Seite bereit. So verhandelte er in Berlin – über den Kopf von Kardinal Bengsch hinweg – mit der DDR-Regierung über eine Verselbständigung der Berliner Bischofskonferenz und die Entsendung eines Nuntius nach Ostberlin.

Johannes Paul II. als Nach-Nachfolger Pauls VI. wischte diese Pläne vom Tisch. Der polnische Pontifex, illusionslos in der Beurteilung kommunistischer Herrschaft, teilte nie die den damals auch in Rom verbreiteten Glauben, der Kommunismus werde, wenn auch nicht ewig, so doch eine lange Zeit dauern, und man müsse daher im Interesse der Seelsorge in den von ihm beherrschten Ländern einen *modus vivendi* finden. Die nachkonziliare Umwelt wurde in den späten siebziger und in den achtziger Jahren eine andere. Der Ost-West-Gegensatz war nicht mehr das alleinige Datum der Zeitgeschichte. Der Epochenwandel von 1989/90 bereitete sich vor.